

Meitlisonntag

Autor(en): **Marilaun, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 11

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verloren haben und jede Nacht in den Armen eines andern Mannes liegen. Meisterhaft sind die Gestalten von Herrn und Frau Löwenberg, des Hausvaters Bieseke und des brutalen Schlächters Strelow, dieses Ideals jedes Frauenherzens. Hier hat Hermann das Leben eines modernen Hauses geschildert, das Leben der Großstadt, den Tanz in Halensee. Alle Tragik wird durch den wundervollen Humor des Dichters verklärt. Was Glasbrenner gewollt und angestrebt hat, scheint hier von einem modernen Dickens zu einer ersten Vollendung gebracht.

Wer aber dem Dichter und Menschen Georg Hermann ganz nahe kommen will, der lese sein kleines Buch „Sehnsucht“. In dieser Sammlung feingeschliffener Essays hat Hermann versucht, eine Poeten-Philosophie zu geben. Hier spricht er von der Einsamkeit der Seele, von den Reichen, in denen der Dichter lebt, von seinem Außenstehen und seiner Fremdheit in der Gesellschaft der Menschen, von seiner erzwungenen Anerkennung für jene tausend Institutionen, an denen er innerlich nicht teil hat. Hier plaudert er von seiner Liebe zu Kindern, von der Lächerlichkeit von Ruhm und äußerer Würde, von seiner Verachtung des Theaters, von all seinen Wonnen und seinen Träumen und seinen Schmerzen. Lest dieses Buch! Hier spricht ein moderner Mensch von den Freuden und Leiden aller Menschen unserer Zeit. Und hier liegt die Eingangspforte zum Verständnis aller Werke des Dichters Georg Hermann.

Meitlisonntag

Von Carl Marilaun

Die Sonne des Samstagfeierabends stand blank und messinggelb wie eine frischgeriebene Barbierschüssel hinter den Türmen, Spitzdächern und Brunnlein der Stadt im Jura. Die Schatten wurden lang, und im Lädlein, über dessen Glastür gelb auf schwarzlackiertem Grund das Wort „Tailleur“ stand, saß Herr Ignaz Zügelius und nähte grüne Borten an die Schützenhose des Stadtschreibers.

Draußen stieg die Jänner Sonne hinter den Türmen und Toren hinab zu den wartenden Jurabergen, überlegte sich noch eine Weile und schickte

einen schönen goldenen Gutenabendgruß und Abschied zum Fluß hinunter, daß er zwischen zwei Augenausschlägen Feuer fing und um die schummerig und schattenblau gewordene Stadt ein sacht ausglühendes Rosenbändchen wob. Dann lief es grau über die Berge, von den Kapuzinern begann die Feierabendglocke in hohen, dünnen Zügen zu läuten, und der Tag drückte die Augen ein.

Herr Zügelius in seinem Lädchen nähte, was das Zeug hielt. Denn erstlich war's um des guten Beispiels willen, das ein Meister an Gesell und Lehrhuben weiterzugeben verpflichtet ist; zweitens hatte sich der Tailleur Zügelius neu etabliert und drittens hätte die Hose schon über Mittag abgeliefert werden sollen.

Stadtschreibers hatten also hergeschickt, mit vielen Grüßen, und ob die Malefizhose noch nicht fertig sei.

Die den Gruß überbrachte, war Stadtschreibers Lene, erstes Stubenmädchen bei dieser angesehenen und geachteten Familie, die in der Gerechtigkeitsgasse rechter Hand an der Ecke wohnte, und deren Kundschaft zu gewinnen einem Meisterlein wie Herrn Ignaz Zügelius gewaltig zu Kopfe steigen mochte.

Aber es war dem Tailleur Zügelius zu dieser Feierabendstunde nicht so sehr um die Kundschaft. Sondern er nähte mit einem roten Kopf, wachte einen neuen Faden ein und stach in tiefen Gedanken darauf los, dieweil er in seinem entzündlichen Meisterherzen die alte Wahrheit bedachte, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch alleine ist.

Dies aber dachte er, weil Stadtschreibers ausgesuchtermassen die Lene herübergeschickt hatten.

Lene Echterli aus dem Appenzellerland war nun in der Tat keine von denen, so dreizehn auf das Duzend gehen. Lene Echterli hatte Wangen, rot wie Borstorfer Äpfel, und ihre Augen waren blau und tief wie der Bodensee, wenn ein Sommerwetter mit grüngoldenen Schatten über seinem Spiegel steht. Haare hatte sie wie ein reifes Weizenkränzlein hell und seidensträhnig um den Kopf gewunden, daß man an einen jeden dieser weißgoldenen Fäden gleich und unbesorgt sein armes Schneiderschicksal hängen mochte.

Aus allen sonstigen und anerkannten Vorzügen ging aber das Mundstück mit Glanz hervor. Reden konnte die Jungfer Echterli aus Appenzell wie eine oberschlächtige Mühle im Waldtal oder eine schlagende Schwarzwälderuhr,

wenn's zwölfe ist. Dazu brauchte sie nicht die mindeste Ansprache und Gegenrede; sie gurrte, gluckste, lachte mit ihrer tiefen, grundklugen Stimme wie die glucksenden, lachenden Tauben auf dem Sims von Meister Zügenlüs' Werkstatt. Ohne Aufhören und wie man's wünschte ging das Rädlein über dies und das, Hinz und Kunz, übers Appenzellerland und die Hofe des Herrn Stadtschreibers, bis dem kleinen Ignaz Zügenlüs selber schon ein Rad im Kopfe herumzulaufen begann und er im tiefen Staunen und mit einer lindten Süße im Gemüt darsaß und lauter gute Wünsche für die Vene Echterli in die grüne Schützenhose des Stadtschreibers hineinnähte.

Ah, er war ganz und gar nicht zufrieden mit sich selber, der Meister Zügenlüs. Da saß nun dieses gottgeschenkte, ansehnliche und tugendhafte Stück Weibsbild nicht zum erstenmal in seinem Laden, machte ein Paar Augen, daß der Glanz davon die Wände hinlief und im Meisterherzen des Herrn Zügenlüs ein süßes Feuer entzündet hatte . . . und er selber, der Tailleur und Junggeselle Ignaz Zügenlüs, wußte um und um nicht, wie er die Rede setzen und im Wettstreit mit diesem Frauenbild seine Vorzüge an den Tag bringen sollte. Herr Zügenlüs war eben das, was man eine schweigsame Natur und einen verschlossenen Charakter nennt. Er schwieg aus Bescheidenheit, aus unbändiger Schüchternheit, schwieg vor lauter Höflichkeit und guter Meinung und bedachte verzweifelnd, wie er es nun anstellen würde, sich der Jungfer Echterli ins Herz hineinzuschweigen.

Denn daß er den Mund auf tun würde jemals, dieweil sie da auf dem Strohkühlchen saß und von sieben Dingen zugleich redete, dies zu hoffen brachte Herr Ignaz Zügenlüs nimmermehr über das Herz. Er verwünschte seine Schüchternheit und kam dabei nicht weiter, als daß er sich beim Einfädeln in den Finger stach, kreuzunglücklich und seelenfroh mit den untergeschlagenen Beinen nach Schneidersart auf dem Werkstättisch saß und die liebenswerte Jungfer reden ließ.

Damit wurde die Hofe des Herrn Stadtschreibers fertig. Herr Zügenlüs vernähte den letzten Stuch und biß den Faden ab, und als die Vene Echterli aus dem Appenzellerland davongegangen war, lag die Feierabendstunde finster, schwarz und hoffnungslos da, und der Meister Zügenlüs sagte mit einem gefaßten Seufzer: „Macht nu fertig, ihr Buben!“

Worauf er ins Basler Löwenbräu hinüberschlurfte, verwahrloßt und un-

glücklich, mit den abjaklofen Pantoffeln an den Füßen, und als einsamer Jungeselle bis ein Viertel über neun hinter seinem steinernen Krüglein saß . . .

Das war der eine Tag. Am andern hatte der Kanton Farben ausgestellt, der Morgen begann mit Tschin und Schnedderedäng der Stadtkapelle und Böllern vom Aareanger herüber und Stadtschreibers führten die Schützenhose mit der neuen grünen Borte aus. Meister Zügelius hielt seinen Laden verschlossen und ging im grauen Bürgersgewand mit lederner Ausnabt und Hirschhornknöpfen durch die Sonntagsstraßen spazieren.

Am Aareanger gab's Karussell und Scheibenschießen; für fünf Rappen die Runde fuhr man auf einem Apfelschimmel aus Birnbaumholz mit eingesezten Augen und rosenroter Schabracke; um ein Zehnerli bekam man eine Gummisau, die mäh machte, wenn man in das Mundstück blies; und vor einer verhängten Bude stand ein Kerl mit ausgeschlagenen Zähnen im rosa Trikot, drehte sich einen pechschwarz gewichsten Schnurrbart und schrie: „Messieurs und Mesdames, hereinzuspazieren bitte gehorsamst, gleich ist Anfang, jederzeit ist Anfang, die Vorstellung beginnt sofort!“

Da es indessen früh am Vormittag war, ließ der Betrieb zu wünschen übrig, und wir können auseinandersetzen, was es mit dem Jahrmarkt, den aufgesteckten Fahnen und dem Schnedderedäng der Stadtkapelle für eine Bewandnis hatte.

Nämlich, man hielt heute Meitlisontag im Kirchspiel. Meitlisontag, das ist der Sonntag im Jänner, der von der Bürgerschaft nach einem ererbten Brauch in Ehren gehalten und auf eine besondere Art begangen wird. Es ist der anerkannte Fest- und Ehrentag des jungen und alten Frauenvolks im Kirchspiel. Am Meitlisontag ist den Weibern im Guten und Bösen das Regiment überlassen. Von der Frühsuppe bis zum Abendläuten kommandiert, was aus Adams Rippe geschaffen und das gemeine Jahr über in Holdseligkeit und Schwäche vom Manne abhängig ist. Vor zweihundert Jahren sollen die Frauen des Kirchspiels eine wahrhaftige Schlacht geschlagen haben, ob mit ihren Männern, wird nicht gesagt; und seit daher ist das weibliche Geschlecht an diesem Tage Herr und Meister. Es führt die Burschen zum Wein, zahlt Essen und Trinken und fordert zum Tanz auf, bestimmt die Heimgezeit und wird von jeglichem Mann und Hausvater fetiert, als ob es das ganze Jahr über auf den Mund gefallen und armes, unschuldig leidendes Lammsvolk wäre. Sonderlich

die zeitigen und überzeitigen Jungfern, die knapp vor dem Abgestandensein sitzen, lassen sich den Meitlitag nicht zweimal gesagt sein. Manches tüchtige Frauenzimmer bringt in diesen vierundzwanzig Stunden ins Geleise, was ein Mann in seiner Widerspenstigkeit das ganze Jahr über verzettelt und verfahren hat, und manches Mägdlein im Land wäre grün und sauer geworden, wenn es nicht am Meitlisontag den Mund aufgetan und seinen Willen mit Entschiedenheit an den Rechten gebracht hätte.

Man ermißt, daß an einem solchen segensreichen Tag eine Begegnung des Herrn Ignaz Zügelius mit Stadtschreibers Lene aus dem Appenzell nicht zu vermeiden war. Eine solche fand denn auch statt zwischen der Gerechtigkeitsgasse, von wo Lene Echterli ihren Sonntagsausgang unternahm, und der finsternen Sternengasse, in der Herr Zügelius seinen Tailleurladen etabliert hatte. Und da lag es nun an der Institution, die nicht umgestoßen, und am alten Brauch, der gehalten werden wollte, daß Lene Echterli Herrn Zügelius sogleich in Pacht und Nutznießung nahm und sich den Monsieur an den Arm hängte. Was aber der beglückte Tailleur war, so blieb ihm nichts übrig als rot und noch einmal rot wie das Ei im Osterladen zu werden, und schamvoll, selig und geborgen mit Lene Echterli nach dem Aareanger hinauszustreben.

Das Ding war im Gang, und Stadtschreibers Lene setzte ihren Teil dafür ein, daß die Rechnung glatt wurde und der Topf seinen Deckel bekam. Indessen ging sie mit Zartsinn und weiblicher Schläue vor, beschloß, nichts zu überstürzen und fuhr mit Herrn Ignaz Zügelius Tobagan und Karussell; sodann kam die elektrische Luftschaukel und die erste amerikanische Berg- und Taleisenbahn, System Edison, an die Reihe, und eine Weile später saß man voll Eintracht im Kinema und besah die „Macht des Goldes“, Sensationsdrama in drei Akten.

Wie das vorbei war und Lene Echterli mit ihrem Herrn Zügelius aufrichtig erschüttert wieder ans Licht kam, erkundigte sie sich zwischen dem Mann im rosa Trikot und der Bude, in der die Gummisäue verkauft wurden, nach den Charaktereigenschaften und sonstigen Vorzügen ihres Eingeladenen. Herr Zügelius erwies sich auch hier als ein verlässlicher Mann und brachte sein zur Vorsorge gleich mitgenommenes Sparkassenbüchlein zum Vorschein, in dem die Eidgenössische Bundesbank dem Einleger Herrn Ignaz Zügelius, Tailleur all-

hier, ein Guthaben von dreitausend Franken mit Ziffern und Buchstaben bescheinigte.

Vene Echterli besah sich das Schicksalsbüchlein von hinten und vorn mit hochgezogenen Brauen, und dieweil sie dachte, daß dreitausend Franken nicht eben viel wären, sah Herr Ignaz Zügelius verstohlen und klopfenden Herzens an ihr hinauf, die stattlich und liebenswert an seiner Seite stand, und seine Qual war groß. Er fuhr sich mit der Zunge über die trocken gewordenen Lippen und brachte — ach ja wohl, er brachte unter Stottern und Erröten die Rede darauf, daß sein Mädchen klein und dreitausend Franken nicht eben eine Sache seien. Aber es ginge ja auch nicht darum, dem Kaiser von China sein Schloß abzukaufen, nicht wahr? Und was ihn betreffe, Ignaz Zügeliusen, so sei er ein redliches Herz und kein Falsch an ihm. Er trinke und spiele nicht, verbrächte die Abende im Haus und würde seine Auserwählte gewiß auf Händen tragen, jawohl, das würde er.

Herr Zügelius hatte im Leben nicht so viel auf einmal geredet, und wie das heraus war, seufzte er zweimal hintennach in tiefster Bewegung, machte sich von Vene Echterlis Arm los und sagte als belehener Mensch: um Vergebung, weil er sich schneuzen mußte.

Und was nun Stadtschreibers Vene war, so mußte sie dem Tailleur Zügelius Recht geben, daß es einstweilen nicht darum ginge, dem Kaiser von China sein Schloß abzukaufen. Ihre schöne, weiße Stirn wurde glatt, sie gab dem Mann sein Büchlein zurück und ermahnte ihn, es ja gut einzustecken, worauf es Zeit war, ins Basler Löwenbräu zu gehen, wo die Sache richtig gemacht werden sollte.

Im Bräu war nicht leicht ein Platz aufzutreiben an diesem Abend, aber schließlich fand sich ein Unterkommen, wenn auch nicht vermieden werden konnte, daß Vene Echterli und Herr Ignaz Zügelius ein bißchen eng bekamen und zusammenrücken mußten. Die Appenzellerin ließ sich eine ansehnliche Sodawasserflasche auf den Tisch stellen; Meister Zügelius aber umspannte mit unsicheren Händen sein steinernes Krüglein Löwenbräu, sah flehend, tief und treu in Vene Echterlis Augen, die so blau waren wie der Bodensee, wenn ein Sommerwetter mit grüngoldenen Schatten über seinem Spiegel steht, und sagte bebend: „Zur Gesundheit!“

Und da war es nun an Stadtschreibers Vene, rot zu werden und mit dem

Schürzenband zu spielen. Sie nahm ein Schlüßlein Sodawasser, wischte sich den Mund ab, und da nun einmal Meitlissonntag war, dachte sie an ihr gutes Recht und fragte das Meisterlein mit einem dunklen Blick: „Obst mi woll magst?“

„Allewil, Vene, allewil“, schwur Herr Zügelüs, warf in seinem Glück die Sodawasserflasche um, und das Basler Löwenbräu, die Jungfer Echterli und sein eigenes klopfendes Herz rannen ihm durcheinander in einen holdseligen Traum, aus dem ihn die zwei Augen von Stadtschreibers Vene aus Appenzell anlachten.

„Allewil“, sagte er noch einmal, und Vene Echterli kündete Stadtschreibers am andern Tag den Dienst auf, weil sie sich verbessern und Meisterin in der finsternen Sterngasse beim Tailleur Zügelüs werden wollte.

Edmond de Pury



Am 7. November 1911 ist Edmond de Pury in Lausanne gestorben. Man hat damals von diesem Ereignis nicht viel Aufhebens gemacht. Und doch hatte die Schweiz in ihm einen ihrer größten Maler verloren. Als ich seinen Tod vernahm, da stiegen vor meinen Augen die prächtigen Mädchen gestalten der „Cantilène“ auf, eine getragene Weise singend, Kinder noch und doch schon die ganze schwärmerische Sehnsucht Italiens auf den jungen Gesichtern. Ich habe das Bild als Knabe zum ersten Male gesehen, da mir wie aller Jugend die Romantik im Blute lag, und noch heute vermag ich den ungetrübbten tiefen Eindruck jener Zeit nicht durch das geringste kritische Bedenken zu mindern.

Endlich ist ein Wunsch in Erfüllung gegangen, den wohl mancher gehegt haben mochte: das gesamte Schaffen des verstorbenen Meisters einmal überblicken, sein allmähliches Aufsteigen und seine Wandlungen im einzelnen verfolgen zu können. Die Gesellschaft der Kunstfreunde in Neuenburg veranstaltete in der Galerie Léopold Robert eine Ausstellung aller erreichbaren Pury'schen Gemälde. Neben den Bildern, die schweizerischen Museen, vorab dem Museum in Neuenburg, entnommen waren, hingen solche aus Privatbesitz; dazu kam der umfangreiche, verkäufliche Nachlaß, der seine Liebhaber bei dieser Gelegenheit zu einem großen Teile gefunden hat.